Helene.

Roman von A. Lütetsburg.

1. Capitel.

Bruderzwist.

Die Sonne neigte sich dem Untergange entgegen und war für den Augenblick schon hinter einem Wolkenschleier, den sie mit prächtigem Silberlicht umsäumt, verschwunden. Aber tiefer sinkend bewältigte sie noch einmal die Nebelmassen, welche das Thal durchwogten, und hüllte die Berge in röthlichen Dunst.

Dort auf der Spitze einer der vier gleichmäßigen Anhöhen begann es aufzuleuchten — ein Fenster des weitschweifigen Gebäudes nach dem andern —, bis das alte Schloß des Freiherrn von Birkenweiler wie von Feuer durchglüht erschien. Doch bald wieder erblaßte das Licht, matter und matter wurde der Schein und kaum fünf Minuten später lag das Schloß mit seiner Umgebung kalt und frostig da, wie ein Stück der harten Felsmasse, auf welcher der linke Seitenflügel erbaut war.

„Das war wohl der letzte Sonnenblick," murmelte der Freiherr, schwer in die Kissen zurücksinkend, und die greisen Wimpern senkten sich auf die hagere Wange herab.

Er lag dann eine Weile still, bis das Rauschen des Vorhanges ihn aufmerksam machte, daß er nicht mehr allein war. Eine hochgewachsene Frauengestalt war in das Gemach getreten und näherte sich dem Lager des Kranken. Es geschah indessen nicht mit der Geräuschlosigkeit einer um die Ruhe des Leidenden Besorgten. Die Schleppe des seidenen Gewandes fuhr rauschend über den weichen Teppich, und in dem ganzen Gebahren der Frau lag etwas Rauhes, Rücksichtsloses. Als sie jetzt neben dem Lager des Freiherrn stand, öffnete dieser die Augen und ein schmerzliches Lächeln umspielte den bleichen Mund.

„Sie — Melanie? Wo ist Schwester Marie?" kam es kaum hörbar über seine Lippen.

„Sie schläft!" entgegnete die Frau mit schriller und unangenehmen klingender Stimme. „Die Person hat jetzt vier Nächte gewacht, man soll nicht sagen, daß die Freiherrin von Birkenweiler nicht weiß, was den Leuten zukommt. Ich werde Wache halten. Ihr Aussehen ist leidlich gut — ich bin sogar der Meinung, daß Sie sich nutzlos ängstigen."

„Ich möchte dennoch Schwester Marie um mich haben," unterbrach der Leidende die Sprecherin mit unverkennbarer Ungeduld, es war sogar, als ob vorübergehend ein flüchtiger Hauch die wachsbleichen Wangen belebe. „Ich will nicht die letzte Stunde meines Lebens mit Ihnen allein sein."

Man hätte nicht glauben sollen, daß dieser gebrochene Mann noch einen solchen Höhegrad von Leidenschaft in sich bergen könne, wie er in den letzten Worten ausgedrückt lag.

In den Augen der stolzen Frau blitzte es dämonisch auf, die rosigen Wangen färbten sich dunkler und die wie aus Marmor gemeißelten, regelmäßigen Züge nahmen einen unbeschreiblich häßlichen Ausdruck an.

„Ich gehe, weil Sie es wünschen," sagte sie mit bebender Stimme, indem sie sich dem Eingang zuwandte und das seidene Gewand wieder rauschend über den Teppich fuhr.

In demselben Augenblick, als die Freiherrin, die Schwiegertochter des alten Herrn von Birkenweiler, die Vorhänge zurückschob, drang ein Ton an das Ohr des Kranken, der eine seltsame Wirkung auf ihn auszuüben schien—es war, als ob die fliehenden Lebensgeister noch einmal zurückkehrten. Seine Augen erweiterten sich, indem er sich, wenn auch mühsam, aufrichtete.

„Mein Sohn! mein Sohn! Das war Paul's Stimme! O, mein Gott, wie danke ich Dir, daß Du den letzten Wunsch eines Sterbenden erfüllt hast!" kam es es jubelnd über die bleichen Lippen, und selige Freude verklärte sein Gesicht.

Auch die Freiherrin hatte den Ton gehört, aber in ihrem Antlitz war keine Spur jener Gefühle zu entdecken, welche den Freiherrn bewegten. Nur mühsam hielt sie den Schreckensruf zurück, der sich auf ihre Lippen drängte, und geisterhafte Blässe bedeckte ihr schönes Antlitz. Ihre Kniee wankten und dennoch — sie überschritt die Schwelle und dröhnend fiel die Thür hinter ihr in das Schloß.

Draußen stand sie einen Augenblick hoch aufathmend still. Die Stimme erreichte noch ihr Ohr — sie kam aus der Bibliothek. Kein Zweifel! Paul von Birkenweiler war in dem Moment in das Vaterhaus zurückgekehrt, wo Alles daran liegen mußte, ihn fernzuhalten. Wenn er jetzt mit dem alten Freiherrn zusammentraf, war die Arbeit von vielen Jahren eine vergebliche gewesen — es durfte nicht sein.

„Du sprichst, Franz, der Vater will mich nicht sehen, die Aufregung könnte sein Tod sein?" tönte es herb an das Ohr der athemlos Lauschenden. „Du irrst Dich. Der Vater hat mir längst verziehen, daß ich nicht nach Rang und Stand, sondern nach meinem Herzen wählte, und wenn ich nicht längst in das Vaterhaus zurückgekehrt bin, so brauche ich Dir dafür wohl keine Gründe anzugeben."

„Soll das ein Vorwurf für mich sein?"

„Du magst Dir die Antwort selbst geben. Was mich anbelangt, so habe ich kein weiteres Wort darüber zu verlieren. Ich durchkreuzte Deine Pläne nie — ich werde es auch nicht in dieser Stunde thun. Mich verlangt weder nach Reichthum, noch nach einer andern Stellung, als die welche ich mir selbst geschaffen habe, aber ich sehne mich nach einer Aussöhnung mit meinem Vater, ehe dessen treue Augen sich für immer schließen."

„Zu spät! Du hättest an eine solche Aussöhnung eher denken sollen."

Eine minutenlange Pause trat ein. Die athemlos lauschende Freiherrin glaubte ein leises Aechzen zu hören.

„Zu spät? Aus Barmherzigkeit, Franz — Du willst nicht damit sagen, daß der Vater todt ist?"

Abermals eine Pause. Dann —

„Noch nicht, aber—es ist keine Hoffnung und Dein Anblick, so plötzlich—er würde ihn tödten."

„O, Franz, führe mich zu ihm, nachdem Du ihn vorbereitet hast."

„Niemals!"

„Du willst nicht?"

Die Thür des Bibliothekzimmers öffnete sich und eine hohe, stattliche Mannesgestalt erschien unter dem Eingang — die Freiherrin fuhr aus ihrer lauschenden Stellung auf.

„Ah, Madame!" kam es in schneidendem Hohn über die Lippen des Mannes.

Die Dame senkte unter dem durchdringenden Blick die Augen zu Boden; sie schien ihre gewohnte Selbstbeherrschung verloren zu haben.

„Gnädige Frau—ich möchte zu meinem Vater."

Die Worte schienen ihr die Fassung zurückzugeben — sie richtete sich voll und selbstbewußt auf.

„Der Kranke schläft," sagte sie mit leiser Stimme. „Nach einem langen, qualvollen Zustande des Wachens behauptete die Natur ihr Recht. Wollen Sie, daß er geweckt wird?"

Paul von Birkenweiler sah die schöne Frau prüfend an, aber es war kein Grund vorhanden, ihre Worte zu bezweifeln. Warum sollte er den alten Mann aus einem wohlthätigen Schlummer wecken? Die wenigen Stunden würde er noch seine Ungeduld meistern.

Inzwischen saß der alte Freiherr mit fieberhaft gerötheten Wangen und fliegendem Athem aufrecht auf seinem Lager und blickte unverwandt auf die Thür, durch welche der Ton jener geliebten Stimme bis zu ihm gedrungen war. Endlich, nach fünf Jahren, sollte er den Liebling seines Herzens wiedersehen, ihn in seine Arme schließen und von den Lippen, die nie eine Lüge gesprochen, die Versicherung entgegennehmen, daß kein Groll in der Brust des Sohnes gegen den harten Vater, welcher eines Tages der Stimme der Verleumdung sein Ohr geliehen, Raum gehabt. Nun war Alles gut. Nicht genug konnte er dem Himmel danken, daß er ihn diese Stunde erleben ließ.

Aber Minute auf Minute verrann—der sehnlichst Erwartete kam nicht. Draußen auf dem Corridor war Alles still geworden und kein Schritt näherte sich der Thür.

Die Angst und Unruhe des Freiherrn, noch gesteigert durch seinen krankhaften Zustand, erreichte einen beängstigenden Höhegrad. Dämmernde Schatten huschten durch das Gemach und das Feuer im Kamin war dem Verlöschen nahe. Nur bisweilen sprühte es noch auf oder ein Flämmchen tanzte auf der Asche, das hochrothe Gesicht des Kranken und seine fieberglänzenden Augen gespenstisch beleuchtend. Dann wieder war Alles dunkel und man hörte nichts als das Ticken der altfranzösischen Uhr auf dem Kaminfries und den keuchenden Athem des Leidenden.

Mehr als einmal hatte der Kranke den Versuch gemacht, sich von dem Lager aufzurichten, aber jede Bemühung erwies sich als eine vergebliche. Seine Kräfte waren erschöpft und selbst die heftige Aufregung wirkte nur lähmend, nicht fördernd auf ihn. Seine zitternde Hand langte nach der silbernen Handglocke, die auf einem kunstvoll gearbeiteten Mosaiktischchen neben seinem Lager stand, aber sein Arm fiel bleischwer auf die seidene Bettdecke und so war er zum geduldigen Warten verdammt. Entsetzliche Qual! Er täuschte sich keinen Augenblick über seinen Zustand, jeder Athemzug konnte der letzte sein und dann— —

Doch nein — die Farben waren zu schwarz aufgetragen. Das Testament, das er eines Tages in ungerechtfertigtem Zorn gegen Paul gemacht, war durch ein anderes ersetzt und dieses andere befand sich in dem Besitz seiner Schwester, von der er freilich seit zwei Jahren durch die Schwiegertochter getrennt war. Warum ängstigte er sich?

Es gab noch mancherlei zu besprechen, mancherlei zu ordnen. Eine schwere Schuld mußte gesühnt werden, und wem anders konnte er diese Sühne übertragen, als Paul?

Auch Schwester Marie, die barmherzige Pflegerin aus dem Elisabethstift, welche ihn so manche schwere Stunde überwinden gelehrt hatte, kam nicht. Was hielt sie ab? Warum mußte er, indem er so dachte, das Gesicht seiner Schwiegertochter im Geiste vor Augen sehen?

Unter der qualvollsten Erregung waren so mehrere Stunden dahingegangen. Wiederholt lag der Geist des Leidenden in den Banden einer tief anhaltenden Ohnmacht und der Freiherr selbst war erstaunt, daß er immer wieder zu sich kam. Nun kündigte die Schloßuhr die zehnte Stunde an.

Jeder Glockenschlag traf sein Ohr, mit durchdringender Schärfe. Er wußte, daß sich um zehn Uhr im Schlosse Alles zur Ruhe begeben würde, und — wenn man ihn allein ließ in dieser entsetzlichen Nacht! Warum kam Niemand? Was bedeutete diese Härte einem Todtkranken gegenüber?

Wußte der Freiherr es nicht? O, gewiß! Warum sonst hätte er unablässig das schöne, kalte Gesicht seiner Schwiegertochter vor sich gesehen? Ihn täuschte Melanie nicht, er hatte sie längst durchschaut. Nicht Liebe und Sorge für den Mann, der das arme eltern- und vermögenslose Mädchen mit offenen Armen als die Gemahlin seines Sohnes empfangen, machte sie hart und unversöhnlich gegen Paul von Birkenweiler, sondern der fluchwürdigste Eigennutz, das Verlangen, ihrem eigenen Kinde einen großartigen Reichthum zuzuwenden, der doch gewiß ausreichend gewesen wäre, zwei Familien für immer in glänzenden Verhältnissen zu erhalten.

Es war dem alten Mann klar: sie wollte ein Zusammentreffen, eine Aussöhnung zwischen Vater und Sohn hintertreiben und — vielleicht hatte sie Paul sogar hinweggeschickt.

Schneller und schneller kreiste das Blut durch seine Adern, stürmischer pochte es gegen die Schläfen und in den Ohren des leidenden Mannes brauste es, als ob ein Sturm die Mauern des alten, ehrwürdigen Schlosses erschütterte. An seinem Lager stand der Sensenmann — er wußte es, und Niemand kam, ihm beizustehen in dieser Stunde, Niemand, den letzten Wunsch eines Sterbenden zu erfüllen.

Die Lichter im Schlosse waren längst gelöscht und Alles hatte sich zur Ruhe begeben, wenigstens herrschte Todtenstille ringsum. Doch nein! Dort in dem Fremdenzimmer flackerte noch Licht und dann in den Gemächern der Freiherrin. Sie saß in einem weißen, weichen Nachtgewande auf dem Sopha von kirschrother Seide und neben ihr auf einem Tabouret Schwester Marie, die Pflegerin des Freiherrn, aus einem Gebetbuche vorlesend.

„Ich will jetzt zu dem Freiherrn gehen, gnädige Frau, sagte letztere, sich von ihrem Sitz erhebend. „Dieser lange Schlaf ängstigt mich, nach der Aussage des Arztes wird Ruhe nur mit dem Tode eintreten."

„Nicht doch, Schwester Marie, entgegnete die Freiherrin, und ihre Stimme hatte einen sehr gemäßigten Klang. „Aerzte täuschen sich, und ich bin fest überzeugt, daß dies hier der Fall ist. Ich war vor einer Viertelstunde in dem Krankenzimmer und versichere Sie, daß der Schlaf des Freiherrn ein gesunder ist. Im Uebrigen, zu Ihrer Beruhigung, will ich noch einmal gehen."

Die Freiherrin hatte sich bei diesen Worten von ihrem Sitz erhoben, um ihren Worten die That folgen zu lassen.

Aber Schwester Marie stand jetzt schon vor der Thür und sagte sehr bestimmt: „Gnädige Frau, ich will gehen. Sie bringen mich mit meiner Pflicht in Conflict."

Inzwischen hatte sich im Krankenzimmer etwas ereignet, das allerdings den Beistand der Schwester absolut nöthig machte. Der Freiherr, dessen Aufregung gegen Mitternacht den höchsten Grad erreicht hatte, war, bei dem Versuch, sein Lager zu verlassen, zu Boden gefallen und fand nicht die Kraft, sich wieder zu erheben. Im Fallen aber riß er das an seinem Bette stehende Tischchen mit zu Boden und das dumpfe Geräusch war zu den Ohren Pauls von Birkenweiler gedrungen, der mit ruhelosen Schritten sein Gemach durchwanderte und darüber nachdachte, ob er sich nicht leise zu dem Kranken schleichen solle, um nur einen Blick in das geliebte Antlitz zu werfen.

Als er den dumpfen Fall, dem ein anderes Geräusch folgte, hörte, war auch sein Entschluß gefaßt. Er langte nach dem silbernen Armleuchter mit den duftenden Wachskerzen und eilte über den Corridor den Gemächern des alten Freiherrn zu. Die Thür des Vorzimmers war von außen verschlossen, in dem Moment der Aufregung fiel es ihm nicht weiter auf, aber unmittelbar darauf stieß er einen Schreckensruf aus und eine furchtbare, unheimliche Ahnung dämmerte in ihm auf. Ein kraftvoller Druck — die Thür sprang auf.

„Vater, mein Vater!" kam es in namenlosem Schmerz über seine Lippen. Im nächsten Augenblicke, war er an der Seite des Bewußtlosen und machte den Versuch, ihn aufzurichten.

Aber der alte Freiherr war eine Hünengestalt, noch jetzt, obgleich er bereits seit einem halben Jahr an das Krankenlager gefesselt war, und Paul vermochte im ersten Augenblick nicht, ihn von der Stelle zu bewegen. Der schmerzvolle Ruf „Vater" jedoch, der von seinen Lippen kam, schien das Ohr des Bewußtlosen zu treffen. Langsam hoben sich die Lider seiner Augen, und in das Gesicht seines Lieblings blickend, ergoß er sich wie ein Freudenschein über die erschlafften Züge.

„Mein Sohn—Gott—segne—Dich!" murmelten die blassen Lippen kaum hörbar.

Dann aber sank der Kopf des Freiherrn schwer, schwer zurück; ein kurzes Röcheln, ein Ausstrecken des wuchtigen Körpers — es war vorbei.

„Barmherziger Himmel — er stirbt!" schrie Paul auf.

In demselben Augenblick erschien Schwester Marie auf der Schwelle und hinter ihr die Freiherrin im weiten, faltigen Nachtgewande von weißem Cachemir. Sie schob die Schwester zur Seite und stand nun hoch aufgerichtet vor dem fassungslosen Paul von Birkenweiler, der vergebens bemüht war, den Vater zum Leben zu erwecken.

„Sie haben ihn gemordet," kam es in drohenden Worten über ihre Lippen. „Hat mein Gatte Ihnen nicht gesagt, daß Ihr Anblick ihn tödten würde? Nun ist das Unheil geschehen und Sie haben neben der andern Schuld noch eine zweite, schwerere auf dem Gewissen."

Paul hatte die Worte gehört, fand aber keine Antwort darauf. Mit einer bedeutenden Kraftanstrengung war es ihm gelungen, den Todten auf das Bett zu legen und in eine regelrechte Lage zu bringen. Dann drückte er die Augen zu, faltete die schon erkaltenden Finger zusammen und legte sie auf die Decke.

„Belebungsversuche werden sich hier vergeblich erweisen," wandte er sich zu der Schwester, „aber Sie werden die Güte haben und sogleich nach einem Arzt senden, damit nichts versäumt wird."

Er bemerkte nicht, wie die Schwester scheu vor ihm zurückwich, und wenn er es gesehen hätte, würde er doch nicht an das „Warum" gedacht haben. Jetzt wandte er sich zu der Freiherrin, deren Augen mit einem Ausdruck auf ihm ruhten, als ob sie ihn vernichten wollten. Sein Gesicht war so kalt und ruhig, wie das eines Marmorbildes.

„Gnädige Frau—ich habe Ihnen noch einige Worte zu sagen. „Möchten Sie mir nicht einen Augenblick Gehör schenken?"

Sie schickte sich an ihm zu folgen, aber in demselben Augenblick fuhr sie zusammen. Eine furchtbare Erinnerung tauchte in ihr auf, finsterer Zorn und unversöhnlicher Haß ließen sie wie gebannt stehen bleiben. Bleich wie der Tod war ihr Antlitz.

„Ich habe nichts mit Ihnen gemein, Herr von Birkenweiler," sagte sie mit frostiger Stimme und der Miene einer Königin. „Sie würden wohl thun dieses Haus zu verlassen und nicht die Ruhe dieses Todten zu stören, dem Sie so viel Kummer im Leben bereitet haben."

Die Worte schienen ihn nicht weiter zu berühren und doch—sein Gesicht war noch bleicher geworden.

„Gnädige Frau—es ist Ihr eigner Wille," sagte er düster. „Gestatten Sie mir die Frage, warum man den sterbenden Freiherrn von Birkenweiler allein gelassen und selbst die Thür von außen verschlossen hielt? Ich fand den Freiherrn bewußtlos vor dem Bette liegend — welcher Bettler stirbt so verlassen und einsam wie er?"

Er wartete nicht die Antwort seiner Schwägerin ab. Nur noch einen letzten Blick warf er auf den Todten — seines Bleibens war in diesem Schlosse nicht mehr —, dann verließ er geräuschlosen Schrittes das Gemach, während die Freiherrin noch nach Worten rang, die Frechheit nach Gebühr zu bestrafen. Sie warf einen scheuen Blick nach der Diaconissin hinüber und sah deren Augen argwöhnisch auf sich gerichtet.

Inzwischen war Paul von Birkenweiler in das Fremdenzimmer zurückgekehrt, welches man ihm im Vaterhause angewiesen.

Die wenigen Toilettengegenstände, welche er mitgebracht, hatten alsbald wieder in einer kleinen Tasche Platz gefunden, während er sein Pferd zu satteln befohlen. Sein Vater war todt, gestorben mit einem Segenswort auf der Lippe für ihn. Was hielt ihn noch unter diesem ungastlichen Dache zurück? Er durfte sich nicht über die Gesinnungen seines Bruders und seiner Schwägerin ihm gegenüber täuschen. An eine Aussöhnung war niemals zu denken.

Unten wieherte sein Roß, als wolle es seinen Herrn mahnen, nicht länger zu zögern. Wenige Augenblicke später stieg Paul die breiten Treppenstufen hinab und stand bald darauf im Schloßhofe, den schlanken Hals des edlen Thieres klopfend. Mit Leichtigkeit schwang er sich in den Sattel, drückte dem Stallknecht ein Goldstück in die Hand und jagte zum Thorweg hinaus.

Die Nacht war kalt und sternenlos, ein undurchdringlicher Nebel hüllte Berg, Thal, Wald und Flur ein und der Wind trieb ihm den feuchten Schleier in das Gesicht. Paul bemerkte es kaum, denn seine Seele war mit anderen, tieferen Dingen beschäftigt. Er dachte an den Vater, an das, was er vielleicht inmitten seiner herzlosen Umgebung gelitten hatte, und wild loderte der helle Zorn in ihm auf. Unbewußt drückte er seinem Roß die Sporen in die Weichen, daß das edle Thier sich, gepeinigt, aufbäumte und schneller in die dunkle Nacht hinausjagte.

Noch ging der Weg bergan, aber alsbald war die Höhe erreicht und dann jagte das Roß thalwärts. Paul wußte, auf welchem Wege er sich befand, er fühlte sich durch den schnellen Ritt in der Dunkelheit nicht im mindesten beunruhigt, und in der That langten Roß und Reiter ungefährdet in der Ebene an.

Das Rauschen und Brausen des Flusses, der sein rothbraunes Wasser in raschem Lauf schäumend vorüberwälzte, machte Paul von Birkenweiler, darauf aufmerksam, daß es eigentlich wohlgethan sein würde, die Fähre zu suchen, anstatt noch eine gute Stunde weiter thalwärts die Brücke zu überschreiten. Er hatte in früheren Jahren oft diesen kürzeren Weg gewählt, und da er desselben noch kundig zu sein glaubte, hielt er sein Roß an, um sich zu orientiren.

Seine Augen hatten sich jetzt nachgerade an die Dunkelheit gewöhnt. Er glaubte sogar am jenseitigen Ufer die Mühle zu erkennen, welche unmittelbar an der Fähre lag, und berechnete, daß er in einer guten Stunde die nächste Stadt erreicht haben könne.

Er klopfte den Hals seines noch immer schnaubenden, schäumenden Thieres, aber trotzdem kam ihm nicht einen Augenblick der Gedanke, ob es möglich sein würde, mit dem erhitzten Rosse die Fähre zu durchschreiten. Seine Seele war mit anderen Dingen beschäftigt. Von welchen beseligenden Hoffnungen getragen war er am vorhergehenden Tage hier hinaufgeritten und nun—nun ist Alles vorbei. Der Vater todt, und niemals würde sein geliebtes Weib den Trost empfinden, mit demselben versöhnt zu sein.

Aber dennoch! In dem letzten Blick des sterbenden Vaters war nur Liebe und Vergebung — seine letzten Worte ein Segen. Traf nicht der Segen auch Weib und Kind?

Unter solchen Gedanken war das Ufer des Flusses erreicht. Das Roß, vielleicht nicht einen solchen Weg gewohnt, scheute zurück und bäumte sich hoch auf. Ein zweiter und dritter Versuch, das Thier vorwärts zu bringen, scheiterte gleichfalls, und erst als der Reiter, ungeduldig geworden, die Sporen gebrauchte, sprang es auf und —eine Minute später waren Roß und Reiter spurlos von dem Erdboden verschwunden, schäumend schlug das Wasser über Beide zusammen.

Der Morgen tagte, die aufsteigende Sonne bewältigte alsbald die Nebelmassen und drückte sie zu Boden. Wohl eine halbe Stunde Weges von der Stelle entfernt, wo Paul von Birkenweiler in der Nacht die Fähre gesucht, klapperte das Mühlrad in fröhlichem Takt und die Sonne funkelte in den zahllosen Tropfen, die von demselben niederfielen. Weiter abwärts aber, dort unten beim Erlengebüsch, standen eine Menge Menschen, beinahe die gesammten Einwohner des nächsten Dörfchens, und auf dem Rasen lag die durchnäßte Leiche eines Mannes.

„Er sieht vornehm aus und mir ist's, als ob ich das Gesicht schon irgendwo gesehen hätte," meinte der Müller.

Eben drängt sich eine alte Frau, in der Hand einen Krückstock, hinzu und die Menge machte ihr bereitwillig Platz.

„Herr Gott, meine Ahnung!" schrie sie auf und ihr runzliges, fahles Gesicht wurde noch bleicher. „Seid Ihr denn blind, Leute? Habt Ihr so schnell alle seine Wohlthaten vergessen? Ohne den Bart — Ihr müßt ihn doch kennen."

Ein unruhiges Gemurmel entstand.

„Sollte es sein? Der Sohn unseres guten alten Herrn? Paul von Birkenweiler?"

So tönte es durcheinander. Dann: „Ja, er ist's!" Und nun ging ein Jammern und Wehklagen durch die Reihen, als habe ein Jeder einen lieben Todten zu beklagen.

Im Nu war eine Tragbahre angefertigt und aus einem der nächsten Häuser Decken und Kissen geholt. So groß war die Liebe und Ehrfurcht, daß man auch den Todten nicht hart betten mochte. Der Zug ging dann mit einem großen Gefolge von Männern, Weibern und Kindern zum Schloß hinan, wo man in demselben Augenblick anlangte, als die Leiche des alten Freiherrn in den schwarz behangenen Saal getragen wurde.

Schrecken und Verwirrung erreichten im Schloß den Höhepunkt. Niemand hatte den Muth, den Freiherrn und die Freiherrin von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen. Da erschien die erstere auf dem Treppenabsatz. Wie zu Stein verwandelt, starrte er einen Augenblick in das Antlitz des todten Bruders — ein Schrei des Entsetzens kam von seinen Lippen und dann floh er, wie von Furien gefolgt, in seine Gemächer zurück.

Die Freiherrin zeigte sich gefaßter als ihr Gemahl. Nur die Näherstehenden wollten einen flüchtigen Farbenwechsel in ihrem Gesicht bemerkt haben, als sie zuerst des Verunglückten ansichtig geworden.

Dann hatte sie mit Ruhe und Umsicht ihre Befehle ertheilt und angeordnet, daß die Leiche des jungen Herrn gleichfalls in den Trauersaal gebracht und derselben die gleichen Ehren erwiesen werden sollten. Niemand hatte eine Ahnung, was in der Seele dieser Frau vorging, als sie Paul von Birkenweiler, dem sie noch in der Nacht als seine erbittertste Feindin gegenüberstanden, starr und kalt auf der Bahre ausgestreckt vor sich sah, um nie mehr zu erwachen. Nicht ein Zug ihres Gesichts veränderte sich, keine Wimper zuckte und ihre Stimme hatte den monotonen, harten Klang, der so sehr abstoßend wirkte.

Und so war sie die vier Tage geblieben. Befremden konnte das nicht, die Dienerschaft würde vielleicht weniger einen zur Schau getragenen Schmerz verstanden haben, denn sie wußten ja, wie die „Gnädige" sich alle Zeit dem alten Freiherrn gegenüber benommen, und die Vorgänge in der Nacht, wo Vater und Sohn gestorben, waren kein Geheimniß geblieben. Aber bleich, entsetzlich bleich sah die Freiherrin aus, und wenn diese Blässe auch besonders durch die Trauerkleidung hervorgehoben wurde, sie war doch ein Zeichen, daß sie nicht ganz so kalt und gleichgiltig war, wie zu sein sie sich den Anschein gab.

Der Freiher ließ sich nicht sehen, aber an dem Begräbnißtage, wo er gezwungen seine Gemächer verlassen mußte, blieb es wohl Niemandem verborgen, wie tief er von dem doppelten Verlust betroffen worden.

Während der Trauerceremonien im Saale erhielt er sich nur mit Mühe aufrecht, Helle Schweißtropfen standen vor seiner Stirn und es schien, als wage er den Blick nicht zn erheben. Nur einmal, wie einer plötzlichen Eingebung folgend, musterte er flüchtig die vornehme Versammlung, die es sich nehmen lassen wollte, dem alten Freiherrn die letzte Ehre zu erweisen, doch nur um sofort die Augen wieder scheu und verlegen zu Boden zu senken. Selbst diejenigen, welchen die Birkenweiler'schen Familienzwistigkeiten kein Geheimniß geblieben waren, fühlten Mitleid mit dem Sohn und Bruder, der sich das Unglück so tief zu Herzen nahm.

Am Abend des Begräbnißtages saß die Freiherrin an dem Bett ihres schlafenden Kindes, eines reizenden, blondlockigen Mädchens von drei Jahren. Das in der reichgeschnitzten, goldverzierten Wiege schlummernde kleine Geschöpf ruhte in einer Wolke von Spitzen; mildes, verschleiertes Licht ließ unbestimmt die feinen Gesichtszüge des lieblichen Wesens erkennen, und es durfte nicht Wunder nehmen, die Augen der Mutter mit leidenschaftlicher Liebe darauf ruhen zu sehen.

Doch dann wandte sie den Blick und ein wilder Schmerz prägte sich in ihren Zügen aus. Sie hatte sich durch den Anblick des Lieblings beruhigen wollen und nun war's, als ob derselbe das Gegentheil bewirkt und die schlummernden Dämonen wieder wachgerufen. Auch hier kein Frieden. Wo sollte sie ihn finden? Sie mußte an ihren Gatten denken, aber sie schauerte fröstelnd zusammen. Er bedurfte des Trostes, des Beistandes, aber sie konnte ihm weder das eine noch das andere bringen — in dieser Stund fühlte sie erst, wie fremd sie dem Gatten geworden.

Sie reichte Franz von Birkenweiler nicht aus Liebe ihre Hand. Ihr Herz hatte darnach verlangt, sich von den beengenden Fesseln der Armuth, welche das arme, adelige Fräulein gefangen hielten, frei zu machen, und derjenige, welcher sie nicht allein frei, sondern auch unsagbar glücklich hätte machen können, verschmähte sie. Da reichte sie dem ungeliebten Mann, seinem Bruder, die Hand und — sie war dennoch Freiherrin von Birkenweiler geworden. Aber — wodurch?

Siedend heiß ergoß sich bei dieser Frage das Blut in ihre Wangen. Sie war in dieser Stunde ehrlich, obschon seit Jahr und Tag nur Lug und Trug ihre Begleiter gewesen waren.

Sie hatte Paul von Birkenweiler seinem Vater entfremdet und mit dessen Fluch beladen in die Welt hinausgetrieben. Sie wußte geschickt jeden Annäherungsversuch zwischen Beiden zu hindern und brachte es endlich dahin, daß der zweite Sohn in die Rechte des Erstgeborenen eingesetzt wurde, so daß für diesen nicht mehr im Vaterhause Raum war. Sie trieb ihn endlich in die Nacht hinaus — in den Tod.

Ein mühsam unterdrücktes Aechzen kam über ihre Lippen. Wie war es möglich? Sie — die ihn so leidenschaftlich geliebt, die geglaubt hatte, sterben zu müssen, als sie ihn todt vor sich liegen sah, die noch jetzt bei dem Gedanken an seinen Tod wie erstarrt war? Und doch hatte er nie nach ihr gefragt — sie standen sich, so lange sie denken konnte, feindselig gegenüber. Er wählte ein Weib, dem er Reichthum und Stellung, ja Alles zum Opfer brachte, was für einen Menschen Werth in der Welt hat.

Und der Gedanke an dieses Weib gab den Betrachtungen der Freiherrin wieder eine andere Richtung, er bekämpfte siegreich ihre besseren Gefühle und trieb das Blut in die marmorbleichen Wangen zurück.

Das Weib—o, wie sie es haßte!—war jetzt allein; es erwartete vergebens die Rückkehr des geliebten Mannes, während ihr noch viel geblieben war: Reichthum, Rang, Stellung und—dieses schöne, engelgleiche Kind.

Die Freiherrin war aufgestanden und begann das Gemach zu durchschreiten. Sie zog den weichen, warmen Shawl fester um ihre Schultern, denn sie fror. War sie nicht eine Närrin? Hatte sie gekämpft, um in dem Augenblick, wo sie das Ziel ihres Strebens erreicht hatte, zu verzagen? Alle Hindernisse waren beseitigt; Franz von Birkenweiler durfte nicht mehr fürchten, aus seiner Stellung verdrängt zu werden —sie selbst brauchte niemals einer „Comödiantin" Platz zu machen. Und sie war noch jung, noch liebenswerth. Hatte sie nicht Aussicht, eine Herzensverirrung siegreich zu überwinden?

2. Capitel.

Allein.

Nicht weit von dem Thore einer alten Stadt stand in einem wenig einladenden Seitengäßchen ein einstöckiges Haus, das sich vor den meist baufälligen Häusern seiner Umgebung durch ein stattliches geschmackvolles Aeußere vortheilhaft auszeichnete. Ein reizender Vorgarten, im üppigsten Blumenflor prangend, trotz der vorgerückten Jahreszeit noch wohl gepflegt, ließ die Villa noch mehr auffallen, und die Nachbarschaft widmete den Bewohnern derselben eine ganz besondere Aufmerksamkeit.

Es war ein düsterer, nebeliger Herbstabend des Jahres 186— und man hatte in den abgelegenen Wohnungen kaum das Licht entbehren können. Gegen Abend ballte der Wind die Dunstmassen zu einem schwärzlichen Gewölk zusammen und trieb es in jagender Eile ostwärts, während ein feiner Sprühregen, mit schwereren Tropfen untermischt, vom Himmel kam. Je weiter der Abend vorrückte, desto stärker brauste der Sturm daher und pfiff heulend um die Giebel und Schornsteine der Häuser und fuhr durch die Wipfel der uralten Bäume des nahen Elsenthales, sie ihres letzten herbstlichen Schmuckes beraubend.

An einem der Fenster des vorerwähnten Hauses saß eine in dunkle Stoffe, aber elegant und vornehm gekleidete Frauengestalt. Ihr Gesicht war weniger schön als liebreizend, wie auch die Formen der Fülle oder vielmehr der Rundung entbehrten, ohne daß die ganze Erscheinung dadurch an Anmuth verloren hätte. Die Züge waren nicht regelmäßig, der Mund zu groß, um den Anforderungen der Schönheit zu genügen, aber das liebliche Oval des Gesichts, die feine Nase, die weißen Zähne, ein zarter Teint und vor allen Dingen ein Paar glänzende, große, tiefblaue Augen unter der gedankenvollen Stirn ließen leicht kleine Mängel und Fehler übersehen.

Die Dame war noch jung, es war etwas unendlich Kindliches in ihrer ganzen Erscheinung, aber das kleine 4jährige Mädchen zu ihren Füßen, das sie „Mutter" nannte, war der Beweis, daß der Kindheit goldene Tage hinter ihr lagen. Auch der träumerische, melancholische Zug um den Mundwinkeln ließ sie ernster und älter erscheinen.

„Komm, Lehchen, süße Leh!" sagte sie plötzlich mit einer wunderbar weichen, melodischen Stimme, indem sie das Kind aufhob und innig in ihre Arme schloß. „Mutter will Dich in Dein Bettchen legen. Hörst Du, wie der Wind heult?"

Das Kind schmiegte sein Köpfchen dicht an die Mutterbrust.

„Leh möchte nicht zu Bett gehen. Mütterlein, wann kehrt der Vater heim?"

Das liebliche Gesicht der Dame verdüsterte sich und der melancholische Zug um den Mund trat noch schärfer hervor.

„Morgen—übermorgen, Leh,—wer mag es wissen?" entgegnete sie mit einem Seufzer. „Vater hat vielleicht mancherlei zu thun, woran er nicht gedacht, und findet keine Zeit, uns Nachricht zu geben. Aber beruhige Dich—bald werden wir von ihm hören."

Und mit diesem Trostwort auf den Lippen legte auch sie sich zur Ruhe nieder, nachdem sie noch lange an dem Bettchen ihres Kindes gewacht. Aber am Morgen, als der erste fahle Sonnenstrahl sich durch die schneeweißen Vorhänge drängte, legte es sich doch wieder mit bleierner Schwere auf ihr Herz und sie sah mit Sorge und Bangen dem kommenden Tage entgegen.

Manchen, manchen Tag kam auch noch die Frage über die Lippen ihres Lieblings: „Mütterlein, wann kehrt der Vater heim?"

Und immer ängstlicher, immer unsicherer beantwortete sie die Frage. Sie sagte nicht mehr: „heut oder morgen". Die Brust war ihr wie zugeschnürt und sie verließ kaum noch das Fenster, sondern blickte unblässig hinaus auf die Straße, von wo er doch kommen mußte.

Aber weder er noch auch nur irgend eine Nachricht kam von ihm. Sie klammerte sich an tausend Möglichkeiten, von welcher nicht eine wahrscheinlich war. Ein Brief hatte vielleicht nicht den Weg zu ihr gefunden, dann aber doch wohl ein zweiter. Er war krank geworden, hatte nicht schreiben können, aber er würde in diesem Falle für sich haben schreiben lassen. Seine umfassende Sorge für sie hätte nicht geduldet, daß sie nutzlos in Angst und Unruhe gerieth.

Endlich ging es nicht mehr. Sie mußte Nachforschungen über sein Verbleiben anstellen. Er war nach Birkenweiler gegangen, sich mit seinem Vater zu versöhnen, und hatte ihr versprochen, sofort zurückzukehren, wenn er den Vater so fand, wie fremde Menschen ihm gesagt—mit sehnsuchtsvollem Verlangen der Heimkehr des ältesten Sohnes harrend. Vielleicht hatte man ihren Gatten getäuscht, oder er fand den alten Freiherrn leidender als er erwartet — auf jeden Fall aber mußte sie sich Gewißheit verschaffen.

So stand sie eines Morgens zur Abreise gerüstet und überließ ihr Kind den Händen einer alten treuen Magd. Sie konnte im günstigsten Falle in mehreren Tagen zurück sein und sie fragte sich, warum sie nicht eher diesen Weg gewählt, sich Erlösung von den Qualen der Ungewißheit zu verschaffen. Es war freilich der Wille des geliebten Mannes gewesen, daß sie sich nicht irgend einer Unannehmlichkeit von Seiten seiner Verwandten aussetze, aber hier mußte jedes Bedenken zurücktreten.

Schon am zweiten Tag um elf Uhr hatte sie nach einer ununterbrochenen Fahrt das Dorf erreicht, welches zu Füßen der Anhöhe lag, auf welcher Schloß Birkenweiler sich erhob, und sie war zunächst in das kleine Wirthshaus gegangen—vielleicht konnte sie schon hier etwas von den Dingen hören, die ihr zu wissen so sehr nothwendig waren.

Die Wirthin war eine sehr gesprächige Frau. Oft kamen im Laufe des Sommers Gäste aus der Stadt, um sich hier von weiten Spaziergängen zu erholen, und so verstand sie auch mit vornehmen Gästen umzugehen. In der elegant, wenn auch einfach gekleideten Dame hatte sie sofort einen vornehmen Gast erkannt, und war froh, hier endlich einmal Dinge erzählen zu können, die sie zu ihrem großen Leidwesen, seither nur ihresgleichen, die wenig Verständniß für einen tieferen Zusammenhang hatten, mittheilen konnte.

Auf die Frage der armen jungen Frau nach dem alten Freiherrn von Birkenweiler schlug die Wirthin denn auch gleich in höchster Verwunderung über eine solche Unwissenheit die Hände über dem Kopf zusammen — jedes Kind wisse ja von den Vorgängen auf dem Schlosse. Es seien so gräßliche Dinge, wie sie ihr im Leben noch nicht vorgekommen, und sie wolle nur hoffen, daß noch eines Tages Licht in diese ganze Angelegenheit komme.

„O bitte — möchten Sie mir nicht davon erzählen?" fragte die junge Frau mit einem irren Lächeln um die blutlosen Lippen.

„Gewiß, gewiß — warten Sie nur — wo soll ich anfangen? Wissen Sie, daß der Freiherr von Birkenweiler einen ältesten Sohn hatte, den er verstieß? Ach, der Paul war ein so herzlieber Bursche!"

„Ich weiß es," entgegnete die junge Frau mit einer Ruhe, die etwas Beängstigendes hatte, und mit bleiernem Klang der Stimme, die aber der sprechseligen Wirthin ebensowenig auffiel wie die Todtenblässe, die das Gesicht ihres Gegenübers bedeckte.

„Dann wissen Sie auch wohl, daß der Freiherr schon lange krank war, wir glaubten alle, um den verstoßenen Sohn, den er doch im Grunde seines Herzens wohl am meisten geliebt hatte. Zuletzt hieß es, daß es mit dem alten Herrn zum Sterben gehe und er nur immer nach seinem Sohne jammere. Eines Abends ist Herr Paul denn wirklich angekommen und gleich zu dem alten kranken Vater gegangen. Dieser ist aber so sehr erschrocken gewesen, daß er sogleich gestorben ist. Was dann aber oben auf dem Schlosse geschah — wer mag es wissen? Ich denke mir, man hat ihm oben arg zugesetzt und auch wohl obenein Vorwürfe gemacht, obgleich die Gnädige selbst hart genug mit dem alten Herrn verfahren ist. Der junge Herr ist dann mitten in der Nacht fortgeritten und—nun, ich will's nicht glauben, was die Leute sagen—auch so kann einer in der Dunkelheit zu Schaden kommen."

Die junge Dame schien kaum noch ihrer Sinne mächtig. Vor der hohen, weißen Stirn standen die kalten Schweißtropfen.

„Er ist zu Schaden gekommen?" fragte sie leise.

„Ach, du lieber Gott — ja!" rief die Wirthin, die Hände zusammenschlagend, aus. „Am folgenden Morgen hat man den jungen Herrn dort unten beim Erlengebüsch todt aus dem Wasser gezogen mitsammt seinem Roß. Die Leute sagen, er müsse aus freien Stücken hineingegangen sein, aber—das ist nicht wahr und es kann ihm sehr wohl passirt sein, daß er in der Dunkelheit vom rechten Wege gekommen ist."

Sie hielt plötzlich in ihrem Redestrom ein, denn indem sie auf die Dame blickte, mußte ihr doch das Aussehen derselben auffallen. Dieselbe hatte den Kopf auf die Polsterlehne des Stuhles sinken lassen, die Arme fielen schlaff an dem Körper nieder, und wenn die Frau Wirthin nicht herbeigesprungen wäre und die Ohnmächtige in ihren Armen aufgefangen hätte, würde dieselbe unzweifelhaft zu Boden gefallen sein.

Erst nach langer, langer Zeit und nach vielen vergeblichen Bemühungen, die Dame wieder zum Bewußtsein zu erwecken, schlug sie die Augen auf. Zugleich kam aber auch die Erinnerung an das eben Gehörte und abermals senkten sich für einen Augenblick die Lider herab. Es war ja furchtbar—kaum konnte sie es fassen. Ihr Gatte, der Vater ihres Kindes, todt und nie, nie mehr sollte sie in sein Antlitz blicken, nicht einmal im Tode. Sie würde zu ihrer süßen kleinen Helene heimkehren müssen und sagen: Dein Vater kommt nie zurück.

Die Art der Gefühle, welche sie in diesem Augenblick bewegten, lassen sich nicht beschreiben. Noch war nur eine verhältnißmäßig kurze Zeit vergangen und schon hatte es den Anschein, als ob sie sich erholt habe. Sie erhob sich von ihrem Sitze, zwar todtenblaß und mit wankenden Knieen, aber doch ohne nur eine Thräne zu vergießen.

„Lassen Sie mich einige Augenblicke allein, liebe Frau, und—wenn—wenn—Ja, bitte, bringen Sie mir ein Glas Wein—ich bedarf der Stärkung."

O, wie sehr bedurfte das arme Weib der Stärkung und Erholung, aber auch eines Moments des Alleinseins, der Ruhe. Ihr war's, als ob ein wüster Traum ihre Sinne gefangen halte und doch — doch — es war entsetzlich Wahrheit. Sie eine Wittwe — ihr Kind eine Waise.

Eine Stunde blieb sie allein. Sie hatte das Glas Wein, das ihr die Wirthin gebracht, nicht berührt, sondern saß noch still zu Boden blickend. Keine Thräne hatte die brennenden Lider genetzt. Sie überlegte mit kaltem Blute, was nun zu thun sei, ihr Gefühl war wie abgestorben, Nicht an sich selbst dachte sie, sondern an ihr Kind, das nun keinen Vater mehr hatte, welcher für dasselbe sorgen könne. Wenn nun dieser furchtbare, unerwartete Schlag auch sie zu Boden warf, welches Schicksal würde dann dasjenige ihres Kindes sein? Wer würde für ihre Helene sorgen? Und es dünkte sie so natürlich, jetzt auch sterben zu müssen.

Sie versuchte zu gehen, und indem sie es that, kam auch die Kraft. Ihre zitternde Hand langte nach dem Glase Wein und sie trank es bis auf die Neige aus. Ein wenig Röthe kehrte in die todtbleichen Wangen zurück und nach einer weiteren Viertelstunde fühlte sie sich stark genug, den Weg, den sie nun gehen mußte, zu unternehmen.

Nachdem sie der Wirthin gesagt, daß sie hierher zurückkehren werde, verließ sie das Wirthshaus und lenkte ihre Schritte dem Wege zu, welcher zu der Höhe hinanführte, auf welcher Schloß Birkenweiler lag.

Der Weg war ein äußerst beschwerlicher und die junge Frau mußte wiederholt ausruhen, ehe sie das offene Thor des Schlosses vor sich liegen sah. Röthe und Blässe wechselten jetzt in ihrem Gesichte. Paul hatte ihr so viel von der Stätte seiner Kindheit erzählt, und es war ihr nicht, als ob sie dieselbe zum ersten Male betrete — Alles erschien ihr bekannt — heimathlich.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

— Die klerikale „Cobl. Volksztg." vertheidigt einen Wetterpropheten, Dr. Overzier, der in letzter Zeit mit seinen Prognosen wenig Ehre einlegte, in folgender origineller Weise: „Man glaubt, daran spöttische Bemerkungen anknüpfen und das ganze System Overziers in's Lächerliche ziehen zu dürfen. Allein dem ist nicht so. Seit einigen Wochen trat ein Factor mitbestimmend ein für die Gestaltung der Witterung, den Dr. Overzier unmöglich in seine Berechnungen hineinziehen konnte — das gemeinsame Gebet vieler Tausende, die auf Anregung und Anordnung ihrer Bischöfe um günstige Witterung zum Himmel flehten. Diesem Gebete, das ist unsere Ueberzeugung, haben wir den günstigen durchaus unerwarteten Umschwung in der Witterung zu verdanken, den freilich kein Gelehrter vorhersagen konnte."

— Eine englische Capitalistengesellschaft hat das Eiland von Caprera für drei Millionen Lire angekauft, nachdem es die italienische Regierung abgelehnt, der Familie Garibaldi dafür eine Million zu bezahlen.

— Ein bremer Handlungshaus hatte die Initiative zur Gründung einer deutschen Colonie im Namaqualande ergriffen, von welcher jüngst in auswärtigen Blättern die Rede war. Die deutsche Colonie Angra Pequena liegt nördlich von der Capcolonie an der Westküste Afrikas. Aug. Einwald, ein Afrikareisender, welcher die Südspitze des schwarzen Continents kennt, berichtet der „Magdeb. Ztg.", daß die Erwerbung dieses Landes durch Deutsche nach seiner Ansicht keineswegs als eine glänzende oder erfreuliche angesehen werden kann, da die klimatischen Verhältnisse derselben äußerst schlecht sind. Fast in keiner Stelle seines Tagebuches finden sich so viele Jammertage verzeichnet, als diejenigen waren, in denen er jene Strecke durch Calvinia und Groß-Namaqualand durchzog; denn in denselben glich seine oft der Verzweiflung nahe Reisegesellschaft mehr einem wandernden Lazaret. Im Innern der Bucht von Angra Pequena ist das Land nur spärlich von Hottentotten bevölkert, einem trägen, heimtückischen und diebischen Stamme. Oestlich von Bethanien wird die Gegend sehr flach und sandig und erscheint zur Cultivirung wenig geeignet. Das Land ist wasserarm und wird von heißen Winden durchweht, welche das Gefühl der beginnenden Seekrankheit verursachen. Nach der Ansicht des Reisenden könnte der größte Vortheil für den Ansiedler noch durch Tauschhandel erzielt werden, welcher aber, wenn er mit der jetzigen Bevölkerung der Umgegend getrieben werden soll, auch nicht von Bedeutung sein kann.

— Ueber spiritistische Sitzungen in Braunschweig war im „Braunschw. Tageblatt" ein Artikel erschienen, durch welchen sich zwei der Spiritisten beleidigt fühlten. Jene klagten den Verfasser des Artikels, Herrn Rieman, an. Derselbe wurde jedoch in allen Instanzen freigesprochen. Aus dem Urtheil ist folgende Motivirung mittheilenswerth: „Wenn der Angeklagte die Anhänger des Spiritismus, namentlich die Theilnehmer der fr. Sitzungen, als leichtgläubige Personen, welche, obwohl sie Verstand und Intelligenz besitzen, mit geringer Mühe, auf sehr einfache Weise sich dupiren lassen und trotz ihnen gegebener Aufklärungen an ihrem Glauben festhalten, charakterisirt, wenn er es als unglaublich bezeichnet, daß in unserem aufgeklärten Jahrhundert, nachdem schon so viele Medien entlarvt seien, es immer noch Leute gebe, die an diesen Spuk glauben und ihr schweres Geld opfern, um sich an diesem Schwindel zu erbauen, und wenn er dann die Frage aufwirft, ob es nicht an der Zeit sei, daß die Behörden einem solchen Unfug gegenüber einschreiten, so überschreitet er auch mit diesen Redewendungen nicht die Grenzen der erlaubten Kritik. Dagegen ist nicht zu verkennen, daß durch die fr. Kritik die Privatkläger in den Augen Vieler lächerlich gemacht waren. Allein deshalb erfüllt diese Kennzeichnung nicht einmal in objektiver Beziehung den Thatbestand einer Beleidigung. Jemanden als einen bis zur Lächerlichkeit leichtgläubigen, leicht zu dupirenden Menschen zu schildern, ist nicht schlechthin als eine Kundgebung anzusehen, welche bei gesunden Ehrbegriffen die allgemeine menschliche oder bürgerliche Ehre beeinträchtigen könnte.

— Die Zahl der deutschen Reichstagsabgeordneten beläuft sich gegenwärtig auf 392, die sich folgendermaßen auf die einzelnen Fractionen vertheilen: Die stärkste Fraction ist das Centrum mit 104 Mitgliedern (einschließlich der 9 welfischen Hospitanten), danach folgt die Fortschrittspartei mit 60, die Deutschconservativen mit 51, die liberale Vereinigung mit 47, die Nationalliberalen mit 44, die deutsche Reichspartei mit 22, die Polen mit 18, die Socialdemokraten mit 13 und die Volkspartei mit 9 Mitgliedern. Keiner Fraktion gehören 25 Abgeordnete an, darunter die 15 Elsaß-Lothringer.

— Unter dem Namen „Dürrophon" hat sich Fr. X. Dürr in München einen für den Lokalverkehr bestimmten Fernsprecher patentiren lassen. Derselbe soll die Eigenschaft besitzen, ohne Hilfe der Elektricität den Schall auf eine Entfernung von 3—4 Km. ebenso deutlich zu übertragen, wie die bisherigen Telephone. Die Schallwellen werden hier durch den Leitungsdraht selbst übertragen, welcher bekanntlich bei elektrischen Telephonen eine nur passive Rolle spielt. Der etwa 1 Mm. starke Draht besteht aus 20 sehr feinen einzelnen Drähten aus einer Kupfer-, Zinn- und Nickellegirung. Der sehr billige Fernsprecher soll, nach der Versicherung des Erfinders, den Ton, selbst wenn er 1—2 Meter vom Trichter entfernt gegeben wird, sehr rasch und deutlich vermitteln. Das direkte Sprechen gegen den Apparat ist unnöthig.

— Der spanische Expreßzug nach Frankreich, welcher Abends um halb 12 Uhr von Barcelona abfährt, wurde vor einigen Tagen, wie schon kurz gemeldet, 20 Kilometer von Barcelona, zwischen Mollet und Montmelo, beraubt. In dem Zuge befanden sich, wie gewöhnlich, zwei Civilgardisten. Wie verlautet, stiegen vier Menschen in Matrosentracht, welche einige Säcke bei sich führten, bei der Abfahrt aus der Stadt in das Kupee, welches die beiden Gardisten inne hatten. In der bekannten Gegend von Trench wurde der Raubanfall, während der Zug in rasender Eile dahinbrauste, vollführt, indem die vier Menschen sich auf die Civilgardisten warfen und sie, ehe dieselben von ihren Gewehren Gebrauch machen konnten, entwaffneten. Zugleich wurde dem Maschinisten von der Straße aus ein Alarmzeichen gegeben, worauf der Zug hielt, und ehe man es sich versah, ward derselbe von einigen zwanzig bewaffneten Menschen überfallen, welche die Reisenden nicht allein zur Herausgabe ihres Geldes, sondern auch aller Werthgegenstände zwangen. In den Cupees erster und zweiter Klasse befanden sich 70 bis 80 Passagiere und belief sich der denselben gestohlene Betrag in Baar auf 30—50,000 M., ungerechnet den Werth der entwendeten Uhren, Juwelen und Schmucksachen.

— Die „Pf. Ztg." bringt aus dem Zigeunerleben in der Pfalz unter Anderm folgende ergötzliche Episode: Südlich von der Madenburg liegt die sogenannte Thalmühle, deren früherer Besitzer spät Abends eine Truppe Zigeuner aufnimmt, bewirthet und beherbergt. Ein alter Stall dient als Schlafsaal. Da — plötzlich zu Mitternacht entsteht Lärm und schreckliche Lamentation unter dem Heidenvolke. Der Müller sieht nach und —die steinalte Großmutter war gestorben und bereits in einen Bretterkasten eingesargt. Man bat den Müller dringend, doch die Leiche bis etwa gegen Bergzabern zu fahren. Dort wollte man sie begraben. Der Müller froh, so leicht die Gäste los zu werden, spannte an und brachte die Leiche wohin man wollte. Als er früh Morgens heim kam, fehlte das größte Mastschwein; er hatte es selbst fortgefahren.

— In Metz hat eine Haussuchung bei dem Reichsabgeordneten Antoine stattgefunden. Verschiedene Papiere wurden in Beschlag genommen. Eine Untersuchung wegen Landesverraths ist gegen ihn eingeleitet. Das wäre denn also das Ende von dem deutschfeindlichen Liede, welches Herr Antoine angestimmt. Bisher ist er wohl allgemein nur für einen wüthenden Schreier gehalten worden, und einstweilen können wir wirklich kaum glauben, daß er in ernstlicher Weise gegen Deutschland conspirirt hat. Leute, die dergleichen im Schilde führen, pflegen sich doch nicht auf den Markt zu stellen und ihre Gesinnungen öffentlich auszuposaunen. Hätte aber die Regierung thatsächlich die Beweise für eine hochverrätherische Thätigkeit des Metzer Thierarztes in Händen, so würde man sie zu ihrem entscheidenden Eingreifen nur beglückwünschen können.

—Der schon durch die Phylloxera so tief geschädigte französische Weinbau wird nun auch vom Mehlthau heimgesucht. Aus dem Süden und Osten des Landes laufen Nachrichten ein, nach welchen diese verwüstende Krankheit große Ausdehnung gewinnt und die eben erst von den Verheerungen durch die Reblaus sich erholenden Anpflanzungen ergreift. Die Krankheit wird zuerst an den Traubenblättern sichtbar, die sich auf der unteren Seite mit einer dünnen, gewebeartigen Haut überdeckt zeigen, der rohen Baumwolle ziemlich ähnlich, während auf der unteren Blattseite eine Anzahl röthlicher Flecken entstehen. Die Blätter verdorren bald und fallen ab. Dann erscheinen schwarze Flecken auf den Trauben und diese letzteren zehren ab, wie von der Sonne vertrocknet; die Ernte ist dann verloren. Als die ersten Symptome der Brandflecken des Mehlthaus sichtbar wurden, glaubte man, daß das Uebel nur lokaler Art in den wasserarmen Weinbergen sei, aber seit kurzem werden auch zahlreiche der in jeder Beziehung vortheilhaft situirten Pflanzungen angesteckt, selbst solche, die theilweise durch künstliche Ueberschwemmung, theils durch Verpfropfung mit amerikanischen Reben von der Reblaus gerettet worden waren. Was diese letztere anbelangt, so ist ihre Herrschaft bei Weitem noch nicht zu Ende. Einer vom Ackerbauministerium soeben veröffentlichten Statistik zufolge erstreckt sich das Gebiet der Phylloxera gegenwärtig von Osten nach Westen, vom Mittelmeer bis zum Ocean. Im Ganzen hat die Krankheit von 24,090,284 Hektaren Besitz genommen; davon sind 12,741,117 Hektaren theils nahezu, theils ganz zerstört, und 11,340,167 Hektaren stehen unter Behandlung, resp. haben daselbst die Versuche zur Vertilgung der Reblaus noch kein entscheidendes Resultat ergeben.

— Einer der Scheikhs, der Gharbie Mudirieh in Egypten, der, wie gar viele seines Ranges, weder lesen noch schreiben kann, wurde vor einiger Zeit zu einem Dorfältesten gerufen, um dessen Tod zu constatiren. Bei seiner Ankunft im Hause des Verblichenen zeigte man ihm die Leiche, die Verwandten unterbreiteten ihm das Todes-Certificat, worauf er einem von ihnen sein Siegel (Chetm) übergab, dessen Abdruck dem Todtenschein Giltigkeit verleihen sollte. Bisher ging Alles in Richtigkeit; der Scheikh gerieth aber in nicht geringes Erstaunen, als er den Todten sich plötzlich erheben und ruhig seine Gliedmaßen gebrauchen sah. Die Verwandten schienen darob sehr erstaunt und lobten und priesen Allah, der durch ein Wunder den theuren Todten dem Leben wiedergegeben hatte. Aber—drei Tage nach dieser wunderbaren Wiederbelebung wurde der Scheikh gewahr, daß er das Opfer eines raffinirten Betruges geworden, denn der Abdruck seines Siegels (der in Egypten die Stelle der Namensfertigung vertritt) war statt auf dem Todtenschein auf einem Wechsel angebracht worden, für dessen Betrag er nun haftbar war. Der Schluß der Affaire spielt sich demnächst vor Gericht ab.

— Mit einer für militärische Zwecke interessanten Erfindung sollen auf dem Artillerieschießplatz zu Tegel demnächst größere praktische Versuche vorgenommen werden. Ueber die Erfindung, die „Lufttreibtorpedos" genannt wird, erfährt man das Folgende: „Die Lufttreibtorpedos sollen bei Belagerung von Land- und Seefestungen in der Art Verwendung finden, daß mittelst derselben seitens der Belagerer größere Sprenggeschosse in die Festungen geworfen und dadurch bedeutende Explosionen bewirkt werden. Die allgemeinen Hauptbestandtheile der Lufttreibtorpedos sind: Ein Luftballon, dessen Tragkraft dem zu befördernden Quantum Dynamit entsprechen muß, und an dessen Tauwerk statt der Gondel ein kleiner Kasten befestigt ist. Dieser letztere enthält das sogenannte „Auslösungswerk", an dessen unterem Theile das eigentliche, aus dünnem Kupferblech hergestellte Torpedogefäß angebracht ist, welches 10 bis 20 Ztr. Dynamit enthält. — Der diesen Apparat tragende Ballon wird, nachdem die Füllung mit Wasserstoffgas beendigt ist, in Kanonenschußweite von der Festung ab hochgelassen, nachdem der „Auftrieb" derartig regulirt ist, daß der Ballon nur in die Höhe der beabsichtigten Luftströmung steigt, deren Richtung durch einen kleinen Probe-Ballon vorher festgestellt worden ist. — Wenn der Torpedo-Apparat in der Richtung der Strömung dem Centrum der Festung gegenüber abgelassen wird, so muß er schließlich während seines Fluges durch die Luft den Festungscomplex bestreichen. In dem Augenblick, wo der Ballon über der Festung schwebt, wird vom Abgangsorte des Torpedos aus die Ablösung des Torpedogefäßes bewirkt und zwar entweder durch ein eigenthümlich construirtes elektrisches Kabel, oder eine sogenannte Auslösungsleine. Gleichzeitig mit dem Herabfallen des Torpedos öffnet sich durch einen sinnreichen Mechanismus das Ventil des Ballons ein wenig und behält diese Lage bei. Diese Maßregel ist nöthig, damit der um mehrere Zentner entlastete und in Folge dessen jäh steigende Ballon vor dem Zerplatzen gesichert ist und nach einem gewissen Zeitraume langsam zur Erde schwebt.

Bamberg, 23. Aug. In der Klarissenkaserne hat sich der Ulanen-Unteroffizier Leyk aus der Rheinpfalz erschossen.

Der alte Seehund.

Im zoologischen Garten
Da woget die Menschenfluth,
Dem Seehund in seinem Zwinger
Wird's pessimistisch zu Muth.

Der große Philosophe,
Der Einzige seiner Art,
Er streckt sich lang und hüstelt
Und brummelt in den Bart:

„Die Welt wird immer schlechter,
Sie lebt in Saus und Braus,
Und kümmert sich den Teufel
Um so ein altes Haus.

Ja früher, als ich noch jung war,
Da war noch schön die Welt,
Als noch die rosige Liebe
Mein Seehundsherz erhellt.

Noch denk' ich der jungen Robbe,
Die mir den Sinn bezwang,
Noch denk' ich der glühenden Lieder,
Mit denen ich sie besang.

Noch denk' ich des thranigen Duftes,
Der ihrer Seele entstieg,
Noch denke ich alter Seehund
An meinen stürmischen Sieg. —

Und später, da dient' ich den Menschen
Für ihren Bildungsdurst,
Ließ Tag für Tag mich begaffen —
Doch heute bin ich ihnen Wurst!

Warum? — Sie möchten Alle
Sich die Kalmücken beseh'n,
Es bleiben vor Ihresgleichen
Die Menschen gaffend steh'n.

Zu Ende, ja zu Ende
Neigt sich die Zoologie,
Das sind die natürlichen Folgen
Von Darwin's Theorie.

Bald zeigen sie statt der Löwen
Die schwarze Nubierschaar,
Im Elephantenhause
Stellt sich der Inder dar.

Ihr seht statt chinesischer Fauna
Den Sohn des Hoangho,
Es tummelt sich hier statt meiner
Ein alter Eskimo.

Im Affenhaus da jagen
Possirlich Franzosen herum,
Im Bärenzwinger ergötzt euch
Der deutschen Philister Gebrumm.

Wo sonst auf einem Beine
Das Storchgeschlechte stand,
Steht dann der Engelländer,
Das rothe Buch in der Hand — —"

So dachte er ärgerlich weiter
Und hätte noch lange gedacht,
Wenn nicht ein Hustenanfall
Seinem Leben ein Ende gemacht.

Am nächsten Morgen da fand man
Das arme, verendete Thier,
Und außerdem im Garten
Drei Centner Stullenpapier! F. T.

Der Practikus.

„Nun, Herr Assessor, gehen Sie noch nicht mit?"

„Nein, ich will noch langsam austrinken!"

„Aber Sie haben ja nichts mehr im Kruge, — was wollen Sie denn austrinken?"

„Die nächste Maß!"

Legitimistische Erhebung.

Die von der französischen Regierung entdeckte neue Verschwörung mit dem Namen „Eßling-Gruppe" zählte, wie die Voruntersuchung ergeben, hauptsächlich Kutscher, Lakaien, Wäscher, Portiers, Köche u. s. w. zu ihren Theilnehmern. Als Seitenstück zu dieser „Eßling-Gruppe" war, wie unser Originalcorrespondent aus Paris berichtet, eine „Trinkling-Gruppe" in der Bildung begriffen, bestehend aus Köchinnen, Stubenmädchen, Wäscherinnen u. s. w. Mit der Vereinigung dieser Gruppen zu dem Centrum einer Domestiken-Revolution, gelegentlich eines zu veranstaltenden Bankets, soll der jetzt todte Graf Chambord beabsichtigt haben, die Republik zu untergraben und eine Restauration des Königthums zu eröffnen.

Luxuriöse Mahlzeit.

Arbeiter: Dürft ich nicht um etwas warmes Essen bitten, ich habe die ganze Woche nur von Käs und Brod gelebt.

Madame: Die ganze Woche von Käs und Brod gelebt? Sind diese Leute üppig! Davon gönnt sich ja unsereins höchstens zum Dessert ein paar Bissen!

Das Pillen-Duell

empfiehlt sich als eine Verbesserung des amerikanischen. Es gehören dazu zwei Pillen von durchaus gleichem Aussehen. Die eine enthält Arsenik, die andere ist giftfrei. Der Beleidigte wählt eine derselben, die andere nimmt sein Gegenpart und beide schlucken ihre Pille gleichzeitig hinunter.

In sehr ernsten Fällen enthält die eine Pille Arsenik, die andere Phosphor.

Zu den Pester Unruhen.

(Nachspiel.)

Krawaller: Die verdammten Juden haben einen Mord begangen, das muß gerochen werden.

Zuschauer: Aber sie sind ja unschuldig!

Krawaller: Was? Unschuldig? Sie haben uns also getäuscht? Das muß gerochen werden! (Er zerstört und plündert weiter.)

Scheint's.

„Wer sagt Ihnen denn eigentlich, daß Sie hübsch sind?"

„Ei nun, mein Spiegel, Verehrteste!"

„Da haben Sie scheint's einen rechten Vexirspiegel!"

Weiblicher Sinn.

I.

„Daß will ich Dir sagen, Emilie, daß Du schon im ersten Jahre Deiner Ehe sparsam bist, namentlich jetzt, — wo Ihr nach München kommt, denn mit achthundert Gulden Gehalt springt man nicht weit!"

„Gewiß, Vaterl! Sieh', ich werde gern, wenn's noth thut, zum Kaffee ordinäre Semmel — statt der Eierweckeln essen!"

II.

„Ach, ich beneide Sie, daß Sie nach München kommen, — das schöne Leben dort! — Musik, Theater, Modeläden!"

„Da haben Sie Recht! wissen Sie, das Erste, was ich von meinem Mann verlange, ist, daß er mir einen — Logenplatz im Hoftheater kauft!"

Zum Gewerbswesen.

Der hochlöbliche Magistrat in Rathhausen hat den Beschluß gefaßt, der Wittwe des verdienstvollen Kaminfegermeisters Spazzacammino den Fortbetrieb des Gewerbes zu gestatten.

Gefährliche Patientin.

„Nun, Herr Jakob, was ist passirt?" —„Was is bassirt? Mai Fra hat Steinöl getrunken!" — „Sie ruft ja fortwährend nach Dir, so geh' doch einmal zu ihr, daß sie ruhiger wird!" — „Gott der Gerechte! Ich soll hineingeh'n? Geh'n Sie zuerst." — „Warum aber ich zuerst?" — „Ich hab sechs lewendige Kinner zu ernähren!" — „Nun und?" — „Nun und? sage Se, Herr Doctor, Sie sind doch 'n kluger Mann, —wenn sie nu im Augenblick grad uff mich däht explodire?!"